

## Nachrevolutionärer Klassizismus

### Wilhelm von Humboldts Spanienreisen

von Christine Tauber

*Denn wenn die Cultur des Menschen die Kunst ist, sein Gemüth durch Nahrung fruchtbar zu machen, so muss er dazu seine Organe so harmonisch stimmen und eine solche äussre Lage wählen, dass er so Vieles, als möglich, sich aneignen kann, da ohne Aneignung kein Nahrungsstoff weder in das Gemüth noch in den Körper übergeht. (Wilhelm von Humboldt)<sup>1</sup>*

#### I.

Spanien wäre für lange und um Jahre drin zuzubringen ein sehr langweiliges und unangenehmes Land. Für eine schnelle Reise ist es merkwürdig und interessant. (...) Überhaupt macht man sich gewöhnlich eine falsche Vorstellung von Spanien. Man glaubt viel abentheuerliche und romantische Dinge zu finden, und findet dagegen alles sehr gewöhnlich, bürgerlich und oft platt,

schreibt Wilhelm von Humboldt ein wenig enttäuscht am 5. Dezember 1799 aus Madrid an seine Hamburger Freundin Christine Reinhard-Reimarus<sup>2</sup>. Die spanische Halbinsel scheint ihm zu diesem Zeitpunkt nur eine „schnelle Reise“ wert. Zwar ist diese Schnelligkeit wohl noch nicht in eine Traditionslinie mit der Tendenz romantischer Reisender zu stellen, eine bewußt hergestellte Situation der Flüchtigkeit und Zufälligkeit von Eindrücken auf Reisen als Chance eines neuartigen Reiseerlebnisses zu werten<sup>3</sup>. Dennoch resultiert aus

---

<sup>1</sup> Wilhelm von HUMBOLDT, *Aesthetische Versuche*. Erster Theil. Ueber Göthes Herrmann und Dorothea, in: DERS., *Werke in fünf Bänden*, hrsg. v. Andreas Flitner und Klaus Giel, Darmstadt 1980 (= HW), 129.

<sup>2</sup> Wilhelm von HUMBOLDT, *Briefe an Christine Reinhard-Reimarus*, hrsg. v. Arndt Schreiber, Heidelberg 1956, 84.

<sup>3</sup> Vgl. Friedrich WOLFZETTEL, *Ce désir de vagabondage cosmopolite. Wege und Entwicklung des französischen Reiseberichts im 19. Jahrhundert*, Tübingen 1986, 28 ff.

Humboldts schneller Reise für ihn ein spezifischer Erkenntniszuwachs, da ihm das rasche Durcheilen der heterogensten Länder und Landschaften in der Komprimierung der Eindrücke einen besonders guten Vergleich der verschiedenen Landescharakteristika ermöglicht. Humboldt erkennt diesen für sein späteres wissenschaftliches Vorgehen so wichtigen methodischen Glücksfall schon in seinem Brief an David Friedländer vom 16. Dezember 1799<sup>4</sup>, wenn er schreibt:

Meine jetzige Reise ist zwar ziemlich schnell gewesen, ich habe nirgends lang verweilt, und werde es auch nicht, aber es ist mir darum vielleicht nur noch interessanter gewesen, zwei Nationen, die bei erstaunlicher Verschiedenheit, doch manche Verwandtschaft durch Abstammung, Sprache und Himmelsstrich besitzen, in den einzelnen Provinzen so schnell hinter einander zu sehen, dass der frühere Eindruck noch völlig frisch war, wenn ich den zweiten empfieng, und noch mehr wird dies bei der Reise durch das mittägliche Spanien der Fall seyn.

Doch scheint es ihm erst auf seiner zweiten Reise ins spanische und französische Baskenland im Frühjahr 1801 – diesmal ohne Familie und nur für zwei Monate – gelungen zu sein, diese Erfahrungen der ersten Reise fruchtbar zu machen, denn jetzt klingt sein Spanienurteil begeisterter, genußfreudiger:

(...) ich verlebte zwei glückliche Monate theils im Spanischen, theils im Französischen Vaskenlande; und immer werde ich diesen an den Ufern des Biscayischen Busens zugebrachten Frühling für einen der schönsten meines Lebens ansehn.<sup>5</sup>

Wilhelm von Humboldt befand sich in seinem 33. Lebensjahr, als er im September 1799 zum ersten Male die spanische Grenze überschritt<sup>6</sup>. Zusammen mit seiner Frau Caroline, geb. von Dacheröden, und seinen beiden Söhnen, Carl Wilhelm und Theodor, brach er am 8. September zu einer siebenmonatigen *grand tour* durch die hesperische Halbinsel auf. Diese Reise von Paris, wohin die Humboldts im November 1797 übersiedelt waren, in den spanischen Süden war sozusagen nur die zweite Wahl. Denn für einen Zeitgenossen und Freund von Goethe und Schiller, einen Privatgelehrten mit Griechenlandssehnsüchten wäre doch wohl zuerst eine Italienreise obligatorisch

<sup>4</sup> HW V, 186.

<sup>5</sup> Wilhelm von HUMBOLDT, Die Vasken, oder Bemerkungen auf einer Reise durch Biscaya und das französische Basquenland im Frühling des Jahrs 1801, in: HW II, 429.

<sup>6</sup> Zu den Details der Spanienreise und zu Humboldts Biographie vgl. z.B. Tilman BORSCHKE, Wilhelm von Humboldt, München 1990; Peter BERGLAR, Wilhelm von Humboldt, Reinbek 1970; Rudolf HAYM, Wilhelm von Humboldt. Lebensbild und Charakteristik, Osnabrück 1856 (ND Osnabrück 1965); Arturo FARINELLI, „Guillaume de Humboldt et l'Espagne“, in: *Revue hispanique* 5 (1898).

gewesen. Doch diese wurde durch die Napoleonischen Koalitionskriege verhindert, so daß Humboldt nun in Spanien das Land der Griechen suchen mußte – um doch irgend eine südliche Nation zu sehen, wie er an den Altphilologenfreund Friedrich August Wolf schrieb<sup>7</sup>. Das Itinerar der ersten Reise ließ an Ausführlichkeit nichts zu wünschen übrig; es führte die Familie Humboldt an der Loire entlang, über Bordeaux nach Bayonne, von dort über die spanische Grenze auf einer großen Rundreise über Vitoria, Segovia, den Escorial, Madrid, Toledo, Cordoba, Sevilla, Cadiz, Malaga, Granada, Murcia, Valencia, Murviedro, Barcelona wieder über die Pyrenäen zurück nach Frankreich<sup>8</sup>. Die zweite Reise hingegen beschränkte sich auf das für Sprachstudien interessante französische und spanische Baskenland diesseits und jenseits der Pyrenäen.

Ganz reiseunerfahren war Humboldt zu diesem Zeitpunkt schon nicht mehr, hatte ihn doch 1788 eine Bildungsreise „nach dem Reich“, die er nach Beendigung seines Jurastudiums in Frankfurt/Oder und seiner drei allgemeinbildenden Semester in Göttingen unternahm, durch Deutschland geführt. Und 1789 besuchte er zusammen mit seinem Lehrer Campe den damaligen Schauplatz weltgeschichtlicher Umwälzungen, Paris. Sein zwei Jahre jüngerer Bruder Alexander wurde zum Vorbild für seine Spanienreise, da dieser sich dort im Frühjahr 1799 zu seiner großen Südamerikareise einschiffte und seine Eindrücke in einem Tagebuch fixierte, auf das sich Wilhelm mehrfach beruft<sup>9</sup>. Mit Veröffentlichungen hatte sich der junge Gelehrte bislang noch nicht sehr hervorgetan: Seine erste große Publikation (neben den *Ideen zu einem Versuch, die Gränzen der Wirksamkeit des Staats zu bestimmen* von 1792 und dem Text *Über den Geschlechtsunterschied und dessen Einfluss auf die organische Natur* von 1795) war eine Interpretation von Goethes *Versepos*

<sup>7</sup> Briefwechsel Wilhelm v. Humboldt – Friedrich August Wolf, zit. nach HAYM, Wilhelm von Humboldt, (wie Anm. 6), 189.

<sup>8</sup> Vgl. Wilhelm von Humboldts *Gesammelte Schriften*, hrsg. v. der Königlich Preussischen Akademie der Wissenschaften (=AA), Bd. 15: Wilhelm von Humboldts *Tagebücher*, hrsg. v. Albert Leitzmann, Berlin 1918, 349 ff.; im folgenden wird das Tagebuch von Humboldts erster Spanienreise mit TB, das von der Baskischen Reise mit TBB zitiert.

<sup>9</sup> Vgl. z.B. den Verweis auf Alexanders Tagebuch für die Beschreibung der Strecke Barcelona-Perpignan (TB, 295) und vor allem für die „Reise von Barcelona nach dem Montserrat“ (TB, 298: „S. meines Bruders Buch.“). Zum Austausch Alexander-Wilhelm vgl. auch das Ende von Wilhelms Montserrat-Beschreibung, wo er aus einem Reisebrief Alexanders zitiert (HW V, 91 ff.). Wilhelm übernimmt allerdings die Wertungen seines Bruders nicht uneingeschränkt, er attestiert ihm vielmehr im Tagebuch „etwas begeisterte Augen“, denen er seinen eigenen objektiven Blick gegenüberstellt: „Ein Tiger der in ein Haus läuft auf einer Mosaik [so wohl die Beschreibung Alexanders] ist nichts anderes als eine Katze, die eine Maus fängt“ (TB, 339).

„Herrmann und Dorothea“, in deren Verlauf Humboldt seine Theorie der Einbildungskraft entwickelte. Sie entstand in Paris und erschien im Reisejahr 1799. Seine bedeutenden sprachphilosophischen und kulturalanthropologischen Abhandlungen entstanden jedoch erst nach seinem nicht ganz freiwilligen Rückzug aus der politischen *Vita Activa* als preußischer Minister für Ständische Angelegenheiten und nach Beendigung seiner Diplomatenlaufbahn. Erst in der Abgeschiedenheit des Schlosses von Tegel fand er die Muße, die Früchte seiner Studien, seines lebenslangen Selbstbildungsbestrebens zu sammeln und zu ordnen. Seine sicherlich auch stark außenbedingten Schreibhemmungen in den frühen Jahren versuchte Humboldt 1806 in dem erhaltenen *Bruchstück einer Selbstbiographie* autobiographisch zu stilisieren, indem er schreibt, es sei „immer eine innere Plage meines Lebens gewesen, mit Ideen schwanger zu gehen, die ich zum Gegenstande eines Aufsatzes, eines Buchs, oft eines bedeutenden Werks machen wollte, und nie dazu zu gelangen.“<sup>10</sup>

Bevor nun im folgenden eine Charakterisierung der Humboldtschen Spaniererfahrungen in ideengeschichtlicher und ästhetischer Hinsicht versucht werden soll, noch ein Wort zu den Texten, auf die sich diese Interpretationen stützen. Vor allem fällt hier die gattungsmäßige Disparatheit der vorhandenen Zeugnisse auf: Humboldt hat nie eine „Spanische Reise“ abschließend redigiert, die vielen kleinen Abhandlungen nie in ein geschlossenes Gefüge verwandelt, obwohl er dies noch 1812 in Rom anstrebte<sup>11</sup>. So haben wir neben einigen poetischen Versuchen nicht nur eine Vielzahl von Briefen, die aufschlußreichsten an Goethe und die empfindsamen – von der Solitärreise 1801 – an seine Frau, sondern auch umfangreiche Tagebuchaufzeichnungen von beiden Reisen, die zum Teil in die redigierten Texte eingeflossen sind, so in die *Reiseskizzen aus Biscaya*, in die Beschreibungen *Der Montserrat bei Barcelona* und *Über das antike Theater in Sagunt* (beide für die „Propyläen“ gedacht) und vor allem in die lange Schrift *Die Vasken, oder Bemerkungen auf einer Reise durch Biscaya und das französische Basquenland im Frühling des Jahrs 1801 nebst Untersuchungen über die Vaskische Sprache und Nation, und einer kurzen Darstellung ihrer Grammatik und ihres Wörtevvorraths*.

<sup>10</sup> HW V, 1.

<sup>11</sup> Vgl. die groß und systematisch angelegte *Ankündigung einer Schrift über die vaskische Sprache und Nation, nebst Angabe des Gesichtspunctes und Inhalts derselben*, deren Ausführung jedoch nie zustande kam; HW V, 113 ff.

## II.

Die erste Reise der Familie Humboldt steht in einem ständigen Dialog mit Goethe, der wiederum die Humboldtschen spanischen Erfahrungen als Substitut einer eigenen Spanienreise betrachtet: „Was ich Ihnen schrieb, daß mir Ihre Reise nach Spanien statt einer eigenen dahin gelten würde, geht wirklich schon durch Ihren letzten Brief in Erfüllung. (...) Eine Karte von Spanien ist an meine Thür angenagelt und so begleite ich Sie in Gedanken und hoffe, daß Sie mich nach und nach immer weiterführen werden.“<sup>12</sup> Und Caroline v. Humboldt erstellt während der Reise ein Repertorium italienischer und spanischer Gemälde, das jedoch nur noch fragmentarisch erhalten ist:

Meine Frau macht sich ein eigenes Geschäft daraus, sie sämmtlich, zwar kurz aber doch ausführlich genug, um einen deutlichen Begriff von dem Bilde zu geben, zu beschreiben, sie bestimmt ihre Arbeit Ihnen, und der Gedanke, Ihnen damit Freude zu machen, stärkt ihren Fleiß und ihre Geduld dabei,

schreibt Humboldt in dem berühmten ausführlichen Brief vom 28. November 1799 an Goethe<sup>13</sup>. Generell stehen die schriftlichen Zeugnisse der ersten Spanienreise Humboldts stark unter dem Schatten des großen Italienreisenden Goethe. In Cordoba glaubt er im Anblick der Orangenbäume erst zu verstehen, was es heißt, wenn im „dunkeln Laub die Goldorange glüht“<sup>14</sup>, und die Evokation einer typisch südlichen Landschaft endet mit dem Bekenntnis: „Nichts muss so anziehen, als eine fremde und grosse Natur. Sie läßt die Seele so eigen und rein wie sie ist, und giebt ihr nur eine höhere Stimmung und eine neue Bewegung. Ich war nie eigentlich poetisch gestimmt, als hier.“<sup>15</sup> Der goethesche Imperativ des inneren Wandels unter südlichem Himmel, der Wiedergeburt, des „Ein-anderer-werden-müssens“ schwebt über allem. So klingt es geradezu pflichtschuldig – und ganz im Gegensatz zu unserem Eingangszitat, das doch eher die Fremdheit des bereisten Landes betonte – wenn Humboldt schreibt: „(...) ich bin über mich selbst erstaunt, wie Dinge, an denen ich in Paris den lebhaftesten Antheil genommen hatte, mir da durch-

<sup>12</sup> Vgl. Goethe's Briefwechsel mit den Gebrüdern von Humboldt (1795–1832), hrsg. v. F. Th. Brataneck, Leipzig 1876, 154 f.

<sup>13</sup> Ibid., 147.

<sup>14</sup> TB, 228.

<sup>15</sup> Ibid.; vgl. GOETHE, Italienische Reise (=IR), hrsg. v. Andreas Beyer und Norbert Miller, in: Johann Wolfgang GOETHE, Sämtliche Werke nach Epochen seines Schaffens. Münchner Ausgabe, Bd. 15, München 1992, 369.

aus gleichgültig geworden waren“<sup>16</sup>, und auch Beschreibungen wie die folgende scheinen doch sehr adressatenbezogen an den Meister in Weimar gerichtet zu sein, zumal, wenn man sie mit den sonstigen unpräzisen, realitätsnahen und unverfälschten Beschreibungen Humboldts in den Tagebüchern vergleicht:

Ich kann Ihnen nicht beschreiben, wie viel Genuß mir diese großen Naturgegenstände, von denen ich so lange entwöhnt war, gegeben, wie tief sie mein Inneres erschüttert haben. Wenn wir aus unserm innern Wesen herausgehen, gibt es einmal nichts, woran wir die Ideen des Erhabenen, des unerschütterlich Festen, des durch sich selbst Bestehenden festhalten können, als das endlose Gewölbe des Himmels über uns, und die ungeheuern Felsmassen um uns, die, obgleich selbst Geburten der Zeit und ihrer Umwandlungen, ihr doch ewig zu trotzen scheinen. Nur in diesen Massen, die sich drohend und furchtbar zu unserer Seite erheben, wird es dem Menschen recht lebhaft, welche Menge rohen leblosen Stoffs, den er sonst unbemerkt unter seinen Füßen läßt, ihn umgibt, und ihm täglich den Untergang droht, und wenn man nicht einen Blick in den weiten Aether thun könnte, wenn nicht Sonne oder Sterne freundlich herunterschauten, so weiß ich nicht, wie man nicht, von so ungeheuern Gegenständen eingeschlossen und niedergedrückt, in sich selbst vergehen müßte. Auf meine Einbildungskraft wenigstens wirkt nichts so schrecklich, als die rohe Masse, ohne Leben, ohne Organisation, ein bloßer Haufe formlosen ungebildeten Stoffs – Gebirge, das weite, unfruchtbare Meer, ja wenn die Phantasie es recht zu fassen gestimmt ist, selbst die rollenden Weltkörper, deren ewige Gesetze nur um so furchtbarer sind, als ein undurchdringliches Geheimniß sie umschleiert. Diese Empfindungen, dünkt mich, müssen jeden reizbar gestimmten Menschen in einem großen Gebirge begleiten: bald sieht er einen ungleichen Kampf zwischen der rohen Masse der Elemente und der lebendigen Schöpfung eröffnet, bald fühlt er mit innerm Stolz die geistige Kraft in sich, die ihn gegen jede Natureinwirkung stählt und über jede eingeschränkte Sphäre erhebt, bald erblickt er in diesen uralten Gipfeln, mit ruhiger gestimmter Phantasie, nur die stillen Zeugen vieler Jahrtausende, die Grabstätte ganzer Geschlechter von Geschöpfen. In einer solchen Natur können einen nur die einfachsten und höchsten Ideen erfüllen, es sind die letzten Fäden unsers Denkens und Empfindens, die dort zusammenkommen.<sup>17</sup>

Klassikerkorrespondenz verpflichtet, ist man versucht zu bemerken. Der gesamte Brief ist durchsetzt mit Goethes Lieblingsvokabular der Beunruhigung durch das Ungestaltete, der nachfolgenden Beruhigung durch die formbildende und ordnende Kraft<sup>18</sup>, der direkten und vorurteilslosen Anschauung. Und die zu

<sup>16</sup> Goethe's Briefwechsel mit den Gebrüdern von Humboldt (wie Anm. 12), 142.

<sup>17</sup> *Ibid.*, 141/42.

<sup>18</sup> Vgl. hierzu das Idealbild der durch den Dichter geordneten und gestalteten Mannigfaltigkeit in Humboldts Interpretation von Goethes „Herrmann und Dorothea“ (HW II, 241), die den Leser nicht auf dem schwankenden Grund zurückläßt, sondern ihm festen, sicheren Boden unter

Beginn der Reise ausschließliche Suche nach Resten der Antike sowie die Betonung des Volkslebens sind sicherlich auch durch die Vorlieben des großen Vorreisenden mitbestimmt<sup>19</sup>. Explizit wird der (hier allerdings wechselseitige) geistige Austausch in der Beschreibung des Montserrat: Denn einerseits sieht Humboldt in der gottnahen Klosterabgeschiedenheit eine Illustration von Goethes Verseposfragment „Die Geheimnisse“ von 1784/85, andererseits antwortet Goethe in der Selbstinterpretation dieses Textes von 1816 auf Humboldt, indem er dort von dem jedem Menschen „eigenen Montserrat“ spricht, auf dem er „Glück und Ruhe finden kann“<sup>20</sup>, und als den Plan seines Gedichtes bezeichnet, „daß der Leser durch eine Art von ideellem Montserrat geführt werden und, nachdem er durch die verschiedenen Regionen der Berg-, Felsen- und Klippenhöhen seinen Weg genommen, gelegentlich wieder auf weite und glückliche Ebenen gelangen sollte.“<sup>21</sup> Und auch in Goethes Beschreibung von Jacob van Ruysdaels Dresdner Gemälde „Das Kloster“ scheint sich Humboldts kosmologisch-physiognomische Sicht auf den Montserrat zu spiegeln, wenn Goethe dem Leser den Klosterkomplex als sowohl synchron – in der abgerundeten Bildkomposition – als auch diachron – im historischen Kontinuum – geschlossenen Mikrokosmos vor Augen führt<sup>22</sup>.

---

den Füßen bereitet: „Dadurch weckt er zuerst und hauptsächlich unsern bildenden Sinn; wir suchen und finden überall Festigkeit, Ordnung, Zusammenhang; wir schaffen uns eine durchaus übereinstimmende, durchaus organisierte Natur; die äussere Formen, die wir vor uns erblicken, haben vollkommene Anschaulichkeit, die innern durchgängige Wahrheit; überall erhebt sich die Begeisterung unsrer Einbildungskraft und unsers Gefühls von einem fest zubereiteten Grunde. Nirgends ist etwas Verwirrtes oder Ueberspanntes; alles ist vollkommen klar und natürlich“.

<sup>19</sup> Goethes *Italienische Reise* lag zu diesem Zeitpunkt noch nicht als redigierter, vollständiger Text vor; sie erschien erst 1816/17 als Teil der Goetheschen Autobiographie und als Fortsetzung von *Dichtung und Wahrheit* unter dem Titel „Aus meinem Leben. Zweiter Abteilung Erster und Zweiter Teil“. Doch kann davon ausgegangen werden, daß Humboldt im engen Kontakt, den er seit 1792 mit Goethe pflegte, immer wieder die Erzählungen von dessen italienischem Damaskus gehört haben wird. Auch waren ja die Briefe Goethes aus Italien an die Weimarer Zurückgebliebenen und das Tagebuch an Frau von Stein zu diesem Zeitpunkt bereits geschrieben und sicherlich Weimarer Gemein- und Bildungsgut.

<sup>20</sup> Johann Wolfgang GOETHE, *Die Geheimnisse*. Fragment von Goethe, in: DERS., *Sämtliche Werke nach Epochen seines Schaffens*. Münchner Ausgabe, Bd. 11.2, hrsg. v. Johannes John u.a., München 1994, 216.

<sup>21</sup> *Ibid.*, 215.

<sup>22</sup> Johann Wolfgang GOETHE, *Ruysdael als Dichter*, in: DERS., *Sämtliche Werke nach Epochen seines Schaffens*. Münchner Ausgabe, Bd. 9, hrsg. v. Christoph Siegrist u.a., München 1987, 645 f.; Schon Ernst OSTERKAMP, *Im Buchstabenbilde*. Studien zum Verfahren Goethescher Bildbeschreibungen, Stuttgart 1991, 324 f., betont die zeitliche und inhaltliche Nähe von Goethes Ruysdael-Aufsatz zu seiner Selbstausslegung der „Geheimnisse“, ohne jedoch den Zusammenhang mit Humboldt herzustellen.

Sicherlich wird Humboldt vor allem die goethesche Idee dieser unter einem Ideal geeinten autonomen Individualitäten in einer quasi-transzendenten Ordensgemeinschaft der Humanität fasziniert haben, ein Gedanke, der eben auch seine Beschreibung der Einsiedler auf dem Montserrat bei Barcelona bestimmte. So wird der Aufstieg zu diesem „sonderbaren“ – d.h. abge sondert-abgeschiedenen – Ort in Humboldts Text zu einer gefährlichen Gratwanderung zwischen den Welten als Voraussetzung der Initiation in die Geheimnisse des Ordens stilisiert: Über die „Teufelsbrücke“ (HW V, 65) führt der Weg, „in Schlangenlinien um die Seite des Berges herum (...), stellenweise sehr steil“ (ibid., 68), „immer die Höhe des Berges zur Linken, zur Rechten aber den Abgrund“ (ibid.). Dann jedoch tritt der Reisende ein in ein merkwürdiges Reich des Übergangs – eines Übergangs von Natur und menschlicher Kultur, eine Art geschlossenes Paradies einer idealen menschlichen Lebensform: „Nothwendig aber gränzt das Einsiedler- und Heiligenleben, das immerfort mit allem Ungemache der Natur ringt, an den Zustand der Naturwildheit.“<sup>23</sup> Und so stellt jede Einsiedelei eine kleine „Oekonomie“, einen Mikrokosmos des gelungenen Ausgleichs von Natur und Kultur, eine Symbiose von Mensch und Natur dar, die eine „wunderbare Verbindung von Anmuth und Wildheit“ (ibid., 80) repräsentiert. Jeder Individualfall wird hier zum Menschheitsexempel, zur allgemeinen Lebensform, zum „treue(n) und vollständige(n) Bild der Welt und der Menschheit“<sup>24</sup>. Humboldt verfährt in seiner Schilderung dieser Bergwirtschaften, deren Autarkie, Ordnung und Reinlichkeit er bewundert, nach dem Prinzip der Steigerung: Je höher der Reisende steigt, umso deutlicher wird der symbiotische Aspekt der beiden Bereiche, der Berg öffnet sich schließlich, „um (...) Menschenwohnungen in seinen Schoos aufzunehmen“ (ibid., 70): „S. Onofre und S. Juan hängen gleich Adlernestern am Felsen. An einer schroffen und langen senkrechten Wand ist vermuthlich ein länglicher Riss, gleich einer Höle, gewesen. Diesen hat man benutzt, Einsiedeleien darin anzulegen. Daher sind ihre Hauptwände der natürliche Fels“ (ibid., 83) – eine Form der Natur-Kultur-Verschmelzung, die auch bei Humboldts Beschreibung des Amphitheaters von Sagunt eine tragende Rolle spielen wird<sup>25</sup>. Die Bewohner dieser Felsnester

<sup>23</sup> HW V, 77.

<sup>24</sup> HW II, 134.

<sup>25</sup> In seiner Interpretation von „Herrmann und Dorothea“ hatte Humboldt für diese mit der Natur in Einklang gebrachte Kultur den Begriff der „Bildung“ geprägt und diesem den einer bloßen, der Natur entgegengesetzten Kultur (i.S. von Kultivierung, Bearbeitung der entfremdeten Natur) gegenübergestellt (HW II, 339 ff.).

zeichnen sich durchweg dadurch aus, daß sie sich nach einem mondänen Leben in übertriebener Verfeinerung aus freien Stücken für den Rückzug in das Eremitendasein entschieden haben. Das Gleichgewicht mit der Natur tritt jetzt an die Stelle des vorherigen Zustands der Überkultivierung. So wird das Einsiedlerleben der Mönche auf dem Montserrat für Humboldt zu einem idealen Beispiel für einen gelungenen Selbstbildungsprozeß, in dem der menschliche Geist sich dem „letzten Ziele seines Strebens“ annähert:

(...) die ganze Masse des Stoffs, welchen ihm die Welt um ihn her und sein inneres Selbst darbietet, mit allen Werkzeugen seiner Empfänglichkeit in sich aufzunehmen und mit allen Kräften seiner Selbstthätigkeit umzugestalten und sich anzueignen und dadurch sein Ich mit der Natur in die allgemeinste, regste und übereinstimmendste Wechselwirkung zu bringen.<sup>26</sup>

Jedoch stört Humboldt seinen Leser, der sich gerade in die Idylle einer idealen Lebensform auf dem Berg hineinimaginieren möchte, unsanft, indem er ihn an die Beschwerlichkeiten eines solchen naturnahen Lebens erinnert: „Ihr Leben sieht auf den ersten Anblick sehr reizend aus – ungestörte Einsamkeit, eine prächtige Natur und scheinbare Unabhängigkeit. Allein wenn man genauer nachfragt, verschwindet diese glänzende Aussenseite gar sehr. Der arme Einsiedler ist den ganzen Tag mit Andachtsübungen beladen (...)“ – hier bricht sich der antiklerikale Affekt dessen Bahn, der göttliche Transzendenz durch den Glauben an ein reines Humanitätsideal ersetzt hat und der gerne vergessen würde, „dass diese Menschen nur mit dem Himmel beschäftigt sind“ (ibid., 87). Nicht zufällig betont Humboldt mehrfach den fehlenden religiösen Fanatismus und die fehlende religiöse Schwärmerei der Einsiedler (ibid., 86 f.).

Trotz dieser kleinen Trübungen des mönchischen Ideallebens kann man die Beschreibung der Lebensform auf dem Montserrat sicher als Allegorie für ein erfülltes Künstlerleben (i.S. der von Goethe so genannten „erhöhten menschlichen Zustände“<sup>27</sup>, hier erreichbar im läuternden Aufstieg in die Berg-einsamkeit) oder für ein Gelehrtenleben (das Ideal des hier Schreibenden) lesen, das sich in Rousseauscher Abgeschiedenheit ausschließlich seiner „sehr edle(n) Phantasiebeschäftigung“ (ibid., 89) hingeben kann – nicht von ungefähr führt Humboldt in Spanien den *Emile* als Reiselektüre mit sich<sup>28</sup>.

Ganz bewußt hatte Humboldt die Thematik der Phantasiebeschäftigung im Einleitungspassus zu seiner Montserrat-Beschreibung aufgeworfen: Sowohl

<sup>26</sup> HW II, 127 f.

<sup>27</sup> Geheimnisse (wie Anm. 20), 216.

<sup>28</sup> TB 138.

der Künstler als auch der Mensch im allgemeinen bedürfe des Reisens und der Menschenkenntnis, da erst in der kontrastiven und lebendigen Anschauung seine Einbildungskraft und sein Gefühl ihre ganze Wirksamkeit entwickeln könnten. Zugleich wird hier auch implizit das Problem der Kommunizierbarkeit solcher unmittelbarer Erlebnisse angesprochen – denn dem entfernten Gleichgesinnten einen „anschaulichen Begriff (...) von fremdartigen Eigenthümlichkeiten (...) zu verschaffen“ (ibid., 59), kann nur dann gelingen, wenn im Beschreibenden und im Lesenden ein analoges Vermögen existiert, das einen schaffenden Nachvollzug des Erlebnisses und des künstlerischen Schaffensprozesses ermöglicht. Kunstproduktion und Kunstrezeption sind gleichen Gesetzmäßigkeiten unterworfen<sup>29</sup>. Und dieses analoge Vermögen ist nun eben nichts anderes als die Phantasie, die Imaginationsfähigkeit, die durch eine möglichst lebendige Beschreibung (man vergleiche Humboldts Appelle an Goethes *Imaginatio*: „Stellen Sie sich ... vor!“<sup>30</sup>, oder seine vergegenwärtigenden Übergänge vom Präteritum ins Präsens) in Gang gesetzt werden kann:

(...) wenn Gefühl und Einbildungskraft in uns rege werden sollen, so wird immer mehr und etwas Lebendigeres erfordert. Überhaupt begnügen sich wohl alle untergeordneten Kräfte des Menschen, der sammelnde Fleiss, das aufbewahrende Gedächtniss, der ordnende Verstand an dem Zeichen, dem Begriff oder dem Bilde. Aber die höchsten und besten in ihm, diejenigen, welche seine eigentliche Persönlichkeit bilden, die Phantasie, die Empfindung, der tiefere Wahrheits- und Schönheitssinn, bedürfen zu ihrer kräftigeren Nahrung auch der Sache, der Anschauung und der lebendigen Gegenwart.<sup>31</sup>

Somit ist es Aufgabe des Reisenden, sich von dem betrachteten Gegenstand „ein vollkommen individuelles Bild zu verschaffen, sein Daseyn und seine Natur aus den Dingen, die ihn umgeben, und auf ihn einwirken, zu begreifen, und diesen anschaulichen Begriff wiederum ändern gleich vollständig und lebendig zu überliefern.“<sup>32</sup> Damit nähert sich aber die Reisebeschreibung einem literarischen Kunstwerk an, wird selbst zur Poesie, zum Epos, was auch die Gattungsschwankungen zwischen Bericht und Gedicht bei Humboldt zu erklären hilft. Er reflektiert diese Problematik selbst in einem Brief

<sup>29</sup> Vgl. HW II, 138: „Daher ist die Kunst *die Fertigkeit, die Einbildungskraft nach Gesetzen productiv zu machen*.“; vgl. auch HW II, 141: Die Wirkung des Kunstwerks hängt davon ab, daß der Künstler „ihm eine Einheit und Formalität giebt, die unmittelbar zu unsrer Phantasie spricht, ihn [i.e. den Glanz, den er seinem Werk verleiht] uns unmittelbar als ein reines Werk der Einbildungskraft und als vollkommen real, durchaus übereinstimmend mit den Gesetzen der Natur und unsers Gemüths, also idealisch zeigt“.

<sup>30</sup> HW V, 69.

<sup>31</sup> Ibid., 60.

<sup>32</sup> Ibid.

vom 20.9.1799 aus Madrid an Karl Gustav von Brinkmann, wenn er sein quasi-dichterisches Vorgehen wie folgt beschreibt:

Ich denke recht ernsthaft an meine Reisebeschreibungen und freue mich ordentlich darauf. Ich werde die Menschen schwerlich so schildern, wie sie sind, aber ich hoffe dafür alles desto consequenter in einander zu flechten, und soviel will ich ihnen doch schon absehen, daß mir niemand leicht, was wahr und was falsch ist, sondern soll. Man braucht die Erscheinungen nur zu subtilisiren, und man gelangt bald in ein Gebiet, was weder mehr der Wahrheit noch der Fabel angehört, und gerade dazu besitze ich vielleicht einiges Talent. Nationen und Menschen vertragen überdies eigentlich keine andere Schilderung. Man muß ihnen erst Einheit und Konsequenz geben, wenn sie Haltung erlangen sollen. Schade ist es nur, daß ich mich jetzt gerade an einem so dürrn Gegenstand üben muß. Denn die Spanier möchten wohl ebenso einer kleinen Nachhülfe bedürfen, als unter uns gesprochen, gewisse Hexameter.<sup>33</sup>

### III.

Die Beschreibung *Über das antike Theater in Sagunt*<sup>34</sup> ist ebenfalls für Goethe verfaßt, aber gerade sie zeigt auch deutlich, wie Humboldts Evokationen der Antike über die goetheschen hinausgehen. So scheint der Sagunt-Text eine inhaltliche Auf- und Ausfüllung von Goethes Ausruf zu sein, der das Theater von Taormina als „das ungeheuerste Natur- und Kunstwerk“<sup>35</sup> gefeiert hatte. Auch Humboldts Interesse an dem antiken Amphitheater ist zwar primär von seiner Antikenbegeisterung bestimmt, wobei Goethe ihn in einem Brief vom 26. Mai 1799 zur Imitation seines eigenen griechisch-sizilischen Damaskus aufforderte, indem er schrieb: „So hat mir auch mein Aufenthalt in Neapel, und meine Reise durch Sizilien, eine gewisse nähere Anmutung zu dem ganzen griechischen Wesen verschafft, sowie mein Aufenthalt in Rom zu dem lateinischen. Wenigstens kommt mir vor daß ich seit der Zeit die Alten besser einsehe.“<sup>36</sup> Doch Humboldt sucht statt der Überwältigung durch die Zeugnisse der Vergangenheit in einer vergleichend kulturhistorischen Vorgehensweise vielmehr die kulturellen Kontinuitäten zwischen der Antike und dem zeitgenössischen Volksleben herauszuarbeiten. Und so gelangt es ihm auch, die Winkelmann-

<sup>33</sup> Wilhelm von Humboldts Briefe an Karl Gustav von Brinkmann, hrsg. v. Albert Leitzmann, Leipzig 1939, 109 f.

<sup>34</sup> AA, Bd. 3 (1904), 60–113.

<sup>35</sup> Vgl. IR, 363.

<sup>36</sup> Goethes Briefe. Hamburger Ausgabe in 4 Bänden, hrsg. v. Karl Robert Mandelkow, Hamburg 2<sup>1968</sup>, Bd. II, 376.

sche Betrübnis über die uneinholbare Entferntheit der heroischen Vergangenheit am Ende der *Geschichte der Kunst des Altertums* dadurch zu überwinden, daß er vor Ort die noch erlebbaren Rudimente konstatiert. So schreibt er über Theatervorführungen im antiken Theater: „(...) aber immer muss es ein interessantes Schauspiel gewesen seyn, das Volk des jetzigen Städtchens auf den Sitzen zu erblicken, auf welchen sich vor so vielen Jahrhunderten auch das ehemalige zu gleichem Zweck versammelte“<sup>37</sup>, oder er bemerkt, daß man sich auf den Getreidetennen, „auf denen noch jetzt bei den südlichen Spaniern, wie ehemals bei ihren Vorfahren, den Römern, das Getreide unter freiem Himmel ausgetreten wird, mit williger Täuschung, in die Sitten des Alterthums versetzen“<sup>38</sup> lasse. Und wo Goethe in seinen Betrachtungen über die Antike die Organizität der Kunstwerke lediglich konstatiert, versucht Humboldt z.B. die Entwicklung der dreiteiligen, triumphbogenartigen Bühnenwand mit *porta regalis* und *hospitalia* aus der Notwendigkeit der sozialen Abstufung in der griechischen Tragödie und der Wiederidentifizierbarkeit der Schauspieler zu erklären. Ein ästhetisches Phänomen erhält somit eine organisch-funktionale Erklärung, die Genealogie der antiken Bauformen mit ihrer gegenseitigen Steigerung von Natur und Kunst wird aus den Erfordernissen der sich entwickelnden Gattung Tragödie abgeleitet<sup>39</sup>.

Doch die Antikensehnsucht des Reisenden, die auch in dem Gedicht „An den erwarteten Sohn“ (der dann jedoch eine Tochter wurde) von 1800 anklingt:

Als Dich die Mutter im Schoos, die sorgsame, sorgsam noch hegte,  
Lächelte mild ihr des Tags stralenumleuchtet Gestirn.  
Denn durch Iberiens Gefild', an den Ufern des flutenden Meeres,  
Ferne vom heimischen Land, trug Dich ihr wallender Fuss.  
Bätica sah sie und Gades, Italicas klagende Trümmer,  
Und Dich, öd' und verwaist, zweimal zerstörtes Sagunt<sup>40</sup>,

diese Sehnsucht findet zumindest auf Humboldts erster Spanienreise eigentlich nur in dem „zweimal zerstörten Sagunt“ sichtbare Anzeichen der „fabelhaften Zeiten des Alterthums“<sup>41</sup>. Ansonsten fühlt sich Humboldt statt in das ersehnte Altertum leider nur bis ins 16. Jahrhundert zurückversetzt, das für ihn doch eher den Zustand des finstren Mittelalters repräsentiert.<sup>42</sup> Und so

<sup>37</sup> AA III, 67.

<sup>38</sup> Ibid., 112.

<sup>39</sup> Ibid., 90 ff.

<sup>40</sup> AA IX, 9.

<sup>41</sup> AA III, 61.

<sup>42</sup> Vgl. Goethe's Briefwechsel mit den Gebrüdern von Humboldt (wie Anm. 12), 150.

muß auf der zweiten Reise ins Baskenland die Antikensuche subtilisiert werden: Nachdem klar ist, daß mit großartigen Baudenkmalern der Antike hier – sieht man von einigen Mosaiken ab – kaum noch zu rechnen ist, wird verstärkt dem antiken Substrat im Volksleben nachgespürt. Die kulturelle Kontinuität in einer wahrhaft so zu nennenden *longue durée* wurde hier vor allem durch die mündliche Tradition bewahrt: „Die Tante der 100jährigen Tante der 80jährigen Mutter des Arztes Dacos sagte noch Gärten in der Bucht gesehen zu haben.“<sup>43</sup> Die Suche nach antiken Traditionen scheint Humboldt gerade beim baskischen Volk erfolgversprechend zu sein, handelt es sich doch hier um einen uralten Volksstamm, der, in der Abgeschlossenheit der Pyrenäen vor Überfremdung einigermaßen geschützt, „eine lange Reihe von Jahrhunderten hindurch seine ursprüngliche Sprache, und grossentheils seine ehemalige Verfassung und Sitten erhalten“<sup>44</sup> hat. Und was hierbei für Humboldt von besonderem Interesse ist:

Sich mit keinem ihrer Nachbarn vermischend, sind sie aller Fortschritte des Luxus und der Verfeinerung um sie her ungeachtet, in einem Zustand ursprünglicher Sitten-Einfalt geblieben, und haben immerfort die Eigenthümlichkeit ihres Nationalcharakters, vor allem den alten Geist der Freiheit und Unabhängigkeit bewahrt, den schon die Griechischen und Römischen Schriftsteller an ihnen preisen.<sup>45</sup>

Als ehemalige Zeitgenossen der Griechen zeigt ihr Sagen-, Märchen- und Liedgut nach Humboldts Untersuchungen frappierende Ähnlichkeit mit Themen aus der griechischen Mythologie („Es soll aber in Biscaya viele Volksmärchen geben, die geradezu die griechische Mythologie nur mit Zusätzen, veränderten Umständen und Namen enthalten“<sup>46</sup>), und ihre egalitär-demokratische Verfassung repräsentiert für ihn die noch lebendige Umsetzung des *polis*-Gedankens.<sup>47</sup> Beim Besuch einer Meierei, eines sogenannten „caserio“, sieht er sich in die ursprüngliche Einheit von Natur und Mensch im Sinne antiker Kosmosvorstellungen zurückversetzt:

<sup>43</sup> TBB, 361.

<sup>44</sup> HW II, 418.

<sup>45</sup> *Ibid.*, 419; vgl. auch HW II, 343: Dort schlägt Humboldt in einer schon kulturkritisch zu nennenden Ausführung dem Dichter vor, angesichts der Überkultiviertheit seiner eigenen Gegenwart, bei der Suche nach einem Stoff für ein Epos einen möglichen Ausweg in „derjenigen Menschenklasse [zu suchen], die wirklich auch jetzt noch natürlicher, einfacher und antiker lebt“.

<sup>46</sup> TBB, 429; vgl. auch HW II, 584 f.

<sup>47</sup> Vgl. HW II, 466.

Haus, Stall und Boden unter einem Dach. Eine Wittve bewohnte ihn mit ihren Kindern. Der Sohn, ein hübscher grosser kräftiger Mann, kam mit den beiden Ochsen zu Hause. Er liess sie in den Stall, sie steckten treuherzig ihre Köpfe durch die dazu gemachten Oefnungen in die Küche, zu sehn, ob man ihnen etwas gäbe. (...) Der Ochse, der Gefährte der Arbeit, also nicht ausgeschlossen vom Familiencirkel. (...) Vor dem Hause ein grosser Haufen trockner Blätter der zu künftigem Dünger aufbewahrt wird. Ein freier Platz von Eichen umgeben, die sich in einer regelmässigen Pflanzung dann noch weiter über den Berg hinziehn. Töchter des Hauses kamen mit schweren Mehlsäcken auf dem Kopf den Berg hinauf. Rückweg. Sonnenuntergang. Letzte Strahlen auf die nackten Klippen. Langer Weg. Abendstern. Feuer auf dem Berg gegenüber, angebranntes Gestrüch, die Erde zu öffnen. Virgil.<sup>48</sup>

Humboldt bezieht sich hier auf eine Stelle aus dem ersten Buch der *Georgica*, wo es heisst: „Oft auch half es, ertragloses Land in Flammen zu setzen, (...) es schafft jene Glut mehr Zugang, öffnet verborgne Poren, durch die der Saft aufquillt den sprießenden Pflanzen.“<sup>49</sup> Zugleich soll aber wohl auch ein allgemeines vergilisch-bukolisches Klima hergestellt werden, wie man auch sonst häufig in Humboldts Spanienbeschreibungen Evokationen von Szenen aus der antiken Literatur findet: So fangen Theokrits idyllisch-zerlumpete Fischer ihre magere Beute (AA III, 115), Homers Schiffe stechen in einer quasi-griechischen Seerepublik in See (TBB, 434 f. ), die Basken geben sich „wie die Phäaken an Alkinoos Hof“ dem Tanz und der Belustigung hin (HW II, 556), und in vielen „Caserios“ trifft man auf homerische Haushaltungen. Humboldt faßt diese griechischen Eindrücke im Baskenland elf Jahre später in dem römischen Fragment *Ankündigung einer Schrift über die vaskische Sprache und Nation, nebst Angabe des Gesichtspunctes und Inhalts derselben* (1812) wie folgt zusammen: „[Die Nation der Vasken besass] zu der Zeit, als ich sie sah, noch eine freie Verfassung (...), [sie bildete] einen in viele kleine, wieder durch einzelne Localgebräuche getrennte Ortschaften getheilten Föderativstaat und [erinnerte] so durch Lage, Verfassung und Lebendigkeit des Charakters mich nicht selten an die kleinen Freistaaten des alten Griechenlands.“<sup>50</sup>

Hauptkennzeichen des antiken Ideals, das Humboldt in Spanien zu finden hofft, ist die ursprüngliche Einheit von Natur und Mensch, Natur und Kultur,

<sup>48</sup> TBB, 409 f.; vgl. zu dieser Schilderung Humboldts Ausführungen über die Idylle im Gegensatz zum Epos, HW II, 280 ff.

<sup>49</sup> Vergil, *Landleben. Catalepton – Bucolica – Georgica*, hrsg. v. Johannes und Maria Götte, München/Zürich 1987, 88 (Buch I, Vers 84 ff.): „(...) saepe etiam sterilis incendere profuit agros, (...) pluris calor ille vias et caeca relaxat spiramenta, novas veniat qua succus in herbas“.

<sup>50</sup> HW V, 119 f.

von Natur und Kunst. Und so schloß schon die Beschreibung des Theaters in Sagunt nicht von ungefähr mit der Evokation der ewig-deutschen Südsehnsucht nach klassischem Boden und der Beschwörung eines geschlossenen Bildes intakter Vergangenheit mit Hilfe der restaurierenden Kraft der Imagination:

Wieviel anders fühlte ich mich dagegen [gegen die Insel Rügen] durch die Milde des südlichen Himmels, die reiche Fruchtbarkeit Valencianischer Fluren und durch den Anblick des wirthlichsten aller Meere, über dessen Rücken hin zuerst Menschlichkeit und Kultur Küsten mit Küsten verband, wieviel sanfter und freundlicher gestimmt. Das Gefühl so vielfacher Zerstörungen einer ganzen Reihe von Jahrhunderten löst sich hier in milde Schwermuth auf und die Einbildungskraft kehrt, wenn sie das Bild der Zeiten durchlaufen ist, zu sanfter Ruhe zurück. (AA III, 112)

Und wohin anders als in die Natur wendet man sich auf der Suche nach dieser Einheit, wenn man nicht mehr auf antike Baudenkmäler hoffen darf? Handelt es sich also bei Humboldt doch um eine romantische Suche nach der unberührten Waldeinsamkeit, nach wilden Schluchten und malerischen Tälern, noch ungezügelter, ursprünglicher Natur? Dies ist wohl gerade nicht das gewünschte Ziel seiner Suche, sondern er hofft in Betrachtung der Natur in ihrer Mannigfaltigkeit zu allgemeinen Ordnungsgesetzen zu gelangen, die die Natur strukturieren, begrenzen und somit beschaubar machen – nicht nach *Natur* sucht er, sondern nach *Landschaft*. In einer zugespitzten Formulierung verdeutlicht Humboldt diesen entscheidenden Unterschied: „Die Natur ist überhaupt nie schön, als insofern die Phantasie sie sich vorstellt.“<sup>51</sup> Und so versetzt nichts seine Phantasie so sehr in Furcht und Schrecken wie die „chaotische Verwirrung“ eines Felstrümmerfeldes, hervorgerufen durch wild waltende Naturkräfte<sup>52</sup>, nichts entzückt ihn mehr als der durch begrenzende Elemente eingeschränkte Ausblick in eine heitere Hügellandschaft oder der Anblick eines kultivierten Gartens. Humboldts Landschaftsbeschreibungen sind eigentlich Tableaux, Bild- oder Gemäldebeschreibungen, die sich zur Aufgabe setzen, einen begrenzten Ausschnitt aus der Natur in seiner Aufgliederung in Vorder-, Mittel- und Hintergrund, Farbigekeit und Beleuchtung nachzuzeichnen – der Beschreiber wird zum Landschaftsmaler. Es sei hier nur ein Beispiel unter vielen für dieses Beschreibungsverfahren zitiert:

<sup>51</sup> HW II, 142.

<sup>52</sup> Vgl. z.B. AA III, 115 f.

Wir verliessen St. Jean de Luz, als der Tag kaum zu dämmern anfang. Der Mond schien noch falb vom Himmel herunter, und warf eine göttlich magische Beleuchtung auf die vielen in mahlerischen Gruppen vertheilten kleinen und grösseren Gehölze und die mit Epheu überdeckten Mauern der zerstreut liegenden ländlichen Wohnungen. Der liebliche Reichthum dieser unendlich mannigfaltigen Gegend, wo der sich schlängelnde Weg mit jeder Krümmung eine neue Szene zeigt, bald Gruppen üppig gewachsener Bäume sich in einander verschränken, bald aus dem dichten Grün die Gemäuer eines alten Schlosses mit seinen Thürmchen hervorsteigen, bald ein freundlich von Hecken umschlossnes Ackerstück, eine fruchtbare Ebne, oder eine reich durchwässerte Wiese einen grünen Teppich ausbreitet, vervielfältigte sich auf eine entzückende Weise in dem zweifelhaften Schimmer der nächtlichen Beleuchtung, und die dunkeln Gebirgsmassen im Westen vor uns warfen einen finstern Schatten auf das bezaubernde Gemähle.<sup>53</sup>

Wie Joachim Ritter in seinem Aufsatz von 1962 „Landschaft“ zurecht bemerkt hat, setzt „die Zuwendung zur Natur als Landschaft“ die „*theoria tou kosmou*“ voraus. „*Kosmos*‘ ist *Weltordnung*‘./Landschaft ist [somit] Natur, die im Anblick für einen fühlenden und empfindenden Betrachter ästhetisch gegenwärtig ist.“<sup>54</sup> Wilhelm von Humboldt verlegt in seiner Spanischen Reise seine ästhetischen Betrachtungen fast gänzlich in die Natur selbst, entsprechend der klassizistischen Kunstauffassung einer Struktur- und Gesetzesidentität von Natur und Kunst. Vielleicht erklärt dies auch neben der Tatsache, daß seine Frau ihn mit ihren Bildbeschreibungen von dieser Pflicht sozusagen entbunden hatte<sup>55</sup>, warum man im gesamten Textkorpus zur Spanienreise nur eine explizite Bildbeschreibung einer angeblichen Tizian-Magdalena in Vitoria findet<sup>56</sup>. Ansonsten interessiert er sich bei Gemäldeausstattungen von Kirchen allerhöchstens für – antikenaher – Arabesken<sup>57</sup>. Die *mittelalterliche* Antikenrezeption hingegen scheint ihm völlig fremd zu sein,

<sup>53</sup> HW II, 446 f.

<sup>54</sup> Joachim RITTER, *Landschaft. Zur Funktion des Ästhetischen in der modernen Gesellschaft*, in: DERS., *Subjektivität*, Frankfurt a.M. 1974, 144/150.

<sup>55</sup> Vgl. Humboldts Brief an Karl Gustav v. Brinkmann vom 5.12.1799: „Zu beschreiben werde ich wenig haben, die Gemälde sind das einzig Wichtige und das habe ich meiner Frau überlassen“; in: Wilhelm von Humboldts Briefe an Karl Gustav Brinkmann (wie Anm. 33), 119.

<sup>56</sup> Besonders fasziniert ihn an diesem Magdalena-Typus die Art, wie sie ihre Reue zeigt: Nicht durch göttliche Allmacht und Rache niedergeschmettert bereut Magdalena, sondern aus freier Entscheidung und innerer Scham über sich selbst. Dadurch bleibt sie „erhaben“ und von „hoher Würde“ in all ihrem Elend: „Sie giebt die Würde der Menschheit nicht in reuiger Zerknirschung auf; sie fühlt vielmehr ihr Zurückkehren, und ist dadurch betroffen, aber gestärkt“ – auch hier also ein Prozeß der Selbstbildung durch Einsicht (AA III, 133 f.).

<sup>57</sup> Vgl. auch TB, 340. Bezüglich der Illuminationen einer Quintilian-Handschrift heißt es dort: „Er hatte die geschmackvollsten und graziösesten Arabesken, die ich leicht je gesehen habe, und alle diese waren, was wohl zu bemerken ist, vor Raphael gemacht.“

da er nicht einmal eine Aristoteles-Phryne-Darstellung in der Kathedrale von Toledo ikonographisch identifizieren kann: „Von heidnischen Vorstellungen fiel mir dort nichts, als etwa Satyrn auf, von launigten vorzüglich eine Jungfrau die auf einem ordentlich gezäumten, auf allen vieren gehenden Alten (einem Heiligen?) ritt (...).“<sup>58</sup>

#### IV.

Eine gebändigte Landschaft, die dadurch nicht ihren natürlichen Reiz verliert – dies war auch das Ideal des Landschaftsgartens, der der Theorie einer unmerklichen Kultivierung folgend angelegt war und mit dem Humboldt durch den Ilmpark und durch Wörlitz bestens vertraut gewesen sein muß. Der Begriff „romantisch“ hingegen wird in seinen Landschaftsbeschreibungen deutlich als Gegenbegriff zu diesem Ideal der Ausgeglichenheit verwendet: „Romantisch“ sind für Humboldt Landschaften, die sich durch schroffe Gegensätze, durch un-klassische Bizarrheit und Kontrastreichtum auszeichnen, die eben nicht malerisch, sondern bedrohlich sind: „nackte, schroffe Klippen“, „finstere Felswände“, „die durch unzählige Furchen in wilde Zacken zerrissen“ sind und durch die „weisse Nebelstreifen“ jagen (HW II, 543).

Einen Reflex von Wilhelm von Humboldts klassizistischer Landschaftsauffassung findet man in Alexander von Humboldts *Ansichten der Natur* von 1808<sup>59</sup>; die parallel hierzu erschienene französische Ausgabe führte den für unser Argument deutlicher sprechenden Titel *Tableaux de la nature* – wobei in dieser brüderlichen Interaktion nie ganz genau zu unterscheiden ist, wer hier wen reflektiert. Der Begriff des „Naturgemäldes“ wird dann wieder aufgenommen im Einleitungskapitel von Alexanders *Kosmos* von 1845, wo er auch von dem „fast bewußtlosen Gefühl höherer Ordnung und innerer Gesetzmäßigkeit der Natur“ spricht<sup>60</sup>.

<sup>58</sup> TB, 217.

<sup>59</sup> Alexander von HUMBOLDT, *Ansichten der Natur*, hrsg. v. Hanno Beck, in: Alexander von HUMBOLDT, Studienausgabe. Sieben Bände, Bd. V, Darmstadt 1987. Der Titel der französischen Ausgabe lautete vollständig: *Tableaux de la Nature ou Considérations sur les déserts, sur la phytionomie des végétaux, et sur les cataractes de l'Orénoque*, trad. par J.B.B. Eyriès, 2 tomes, Paris 1808.

<sup>60</sup> Alexander von HUMBOLDT, *Kosmos*. Entwurf einer physischen Weltbeschreibung, hrsg. v. Hanno Beck, in: Alexander von HUMBOLDT, Studienausgabe (wie Anm. 59), Bd. VII, Darmstadt 1993, 17/34.

Ein weiterer zentraler Begriff aus Wilhelms Reisebeschreibungen scheint im geistigen Austausch mit Alexander eine wichtige Rolle gespielt zu haben: der der Landschaftsphysiognomie<sup>61</sup>. Wilhelm von Humboldts erklärtes Ziel in Spanien war es, „mir (...) so viel ich kann, einen anschaulichen Begriff des Landes und der Nation zu verschaffen“<sup>62</sup> – welche Methode wäre wohl angemessener gewesen, um diese Dopplung aus sinnlicher Anschauung und abstraktem Begriff zu vereinbaren, als die physiognomische Vorgehensweise, die von einem sinnlichen Erscheinungsbild auf die es prägenden Charakteristika schließt. Humboldt wendet daher diese Methode gleichermaßen auf Landschaft, Stadtstrukturen, Menschen und Nationen an. So fixiert er im Tagebuch der ersten Reise geradezu manisch die Physiognomien der Personen, die er in der Fremde kennenlernt. Selbst bei der Beschreibung einer Grabplatte fixiert er zuerst die Physiognomien der Verstorbenen (TB, 147). Es scheint, als suche sich Humboldt hier die Tastatur für das zusammen, was er einmal „auf dem Menschen spielen“ genannt hat. Durch das Studium von Sprache, Geschichte, Brauchtum, Tracht, Aussehen der Menschen, von Spielen, Tänzern, Verfassung und Sozialstruktur eines Volkes – in diesem konkreten Fall der Basken – hofft er, zu einer „Nationalphysiognomie“ im allgemeinen und zu einer Erweiterung seiner „Menschenansicht“<sup>63</sup> im Individuellen vorzudringen. Humboldt ist jedoch hierbei nicht so naiv zu meinen, er könne die Fremdheit der Spanier durch Überbeflissenheit in der Anpassung an das Fremde kompensieren – für ihn entsteht Intersubjektivität zwar in der Spiegelung des Ich im Du, jedoch können hierbei weder Ich noch Du ihren je individuellen Stand- und Gesichtspunkt verlassen oder überschreiten. Sinngemäß schreibt er am 16.12.1799 an David Friedländer über nationalspezifische Standpunkte:

Gern werde ich schwerlich je ausser Deutschland seyn, ich bin einmal ächt deutsch, und es giebt wenig Amalgamation zwischen mir und einem Ausländer. Aber ich glaube mit Grund sagen zu können, dass ich meine Reise für meine individuelle Bildung benutzt habe.<sup>64</sup>

Eine besondere Rolle bei der Erfassung der nationalen Eigenheiten des Reiselandes spielt das vergleichende Sprachstudium – Humboldt lernt vor der Abreise sowohl Spanisch als auch die Grundzüge des Baskischen – da der

<sup>61</sup> Vgl. Joachim RITTER, *Landschaft* (wie Anm. 54), Anm. 39, 179 f.; Alexander von HUMBOLDT, *Kosmos* (wie Anm. 60), 15.

<sup>62</sup> Goethe's Briefwechsel mit den Gebrüdern von Humboldt (wie Anm. 12), 149.

<sup>63</sup> Vgl. Brief an von Brinkmann vom 5.12.1799, in: Wilhelm Humboldts Briefe an Karl Gustav von Brinkmann (wie Anm. 33), 119.

<sup>64</sup> HW V, 194.

von ihm vorausgesetzte enge Zusammenhang von Sprache und Denken einen Rückschluß von den fremdsprachlichen Bezeichnungen von Gegenständen auf den Nationalcharakter der jeweiligen Sprecher ermöglichen. Sprache ist für Humboldt der „individuell bestimmte Ausdruck einer gewissen nationalen Charakterform“ (HW V, 122). Sprache als Mittel der Verständigung der Individuen wird somit auch zur Voraussetzung der Erkenntnis eigener und fremder Subjektivität. Wie Günter Oesterle überzeugend nachgewiesen hat, bildet sich das Bestreben nach vergleichenden Nationalcharakteristiken vor allem in den 90er Jahren des 18. Jahrhunderts heraus, als Versuch, das weltgeschichtlich überwältigende Ereignis der Französischen Revolution durch die Betrachtung des französischen Nationalcharakters zu rationalisieren und begreifbar zu machen. Und so überträgt Humboldt gerade um 1800 – also zur Zeit seiner Spanienreisen – die „Grundfigur des Klassizismus, das Eigene im Fremden zu verstehen, vom Altertum [auch] auf die modernen europäischen Nationen mit Hilfe seines Konzeptes einer vergleichenden Anthropologie“<sup>65</sup>. Kein aufkeimender Überschwang romantischer Subjektivität und Autonomie kennzeichnet somit das Vorgehen Humboldts, vielmehr der Versuch der Rationalisierung, der klassizistischen Selbstverständigung durch den wissenschaftlichen Vergleich verschiedener Nationen: „Um die besondere Stelle kennen zu lernen, die wir selbst einnehmen, haben wir immer zugleich auf zwei Punkte zu sehen: auf das Alterthum und das Ausland“<sup>66</sup>. Und so ist Spanien zwar nicht Italien und Humboldts Forschungsreise keine „Menschwerdungsreise ins bessere Jenseits“<sup>67</sup> im goethisch-emphatischen Sinne, doch gelingt ihm in seiner charakteristischen Selbstverortung und dem wissenschaftlichen Erfassen des Fremden dennoch der entscheidende Schritt über Goethes (zu diesem Zeitpunkt noch nicht redigierte) *Italienische Reise* hinaus, ohne den klassizistischen Rahmen schon gänzlich in Richtung einer romantischen Sichtweise aufzusprengen.

Die Einmaligkeit des Erlebten wird durch den wissenschaftlichen Vergleich relativiert, das Individuelle in seiner allgemeinen Charakteristik erfaßt, das Streben nach Totalität und parteiloser Beschauung tritt an die Stelle des

---

<sup>65</sup> Günter OESTERLE, Kulturelle Identität und Klassizismus. Wilhelm von Humboldts Entwurf einer allgemeinen und vergleichenden Literaturerkenntnis als Teil einer vergleichenden Anthropologie, in: Nationale und kulturelle Identität. Studien zur Entwicklung des kollektiven Bewußtseins in der Neuzeit, hrsg. v. Bernhard Giesen, Frankfurt a.M. 1991, 307.

<sup>66</sup> HW II, 239.

<sup>67</sup> So Jacob Burckhardt über seine Romreise in einem Brief vom 15.6.1845 an die Brüder Schauenburg, in: DERS., Briefe, hrsg. v. Max Burckhardt, Bd. II (1952), Nr. 148, S. 169.

rein subjektiven Genusses<sup>68</sup>. Und wenn Humboldt auch sicherlich viele Erinnerungen an Momente erfüllten ästhetischen Genusses mit über die Pyrenäen nimmt, so fällt der Abschied vom „Forschungsobjekt“ Spanien doch nicht allzu schwer, da ja der wissenschaftliche Ertrag in den ultramontanen Norden exportiert werden kann. Im Frühjahr 1800, beim Überschreiten der Pyrenäen in Richtung Frankreich, notiert er in seinem Tagebuch: „Ich blickte mit einem sonderbaren Gefühl den Berg hinunter in Spanien hinein. Es ist ein wunderbares Land“ – und es zeigt sich, daß mit „wunderbar“ hier „erstaunlich, sonderbar“ gemeint sein muß, denn er fährt fort: „ein wunderbares Land, dessen Bewohner ich doch aber immer lieben werde“ (TB, 342).

---

<sup>68</sup> Humboldt scheint sich hier im Sinne seiner eigenen Definition des „allgemein beschauenden Zustandes“ (vgl. HW II, 252 ff.) zu stilisieren, wobei er den der allgemeinen Beschauung Fähigen vom eigentlichen Forscher und emsigen Untersucher einerseits, vom rein sinnlichen Menschen andererseits abhebt (HW II, 254). Hieran schließt auch seine Beschreibung des idealen Geschichtsschreibers an: „Denn der Geschichtsschreiber, der sehr wohl von dem Geschichtsforscher und dem blossen Erzähler gescheneher Begebenheiten zu unterscheiden ist, muss, gerade wie wir es in jenem [allgemein beschauenden] Zustande schilderten, das Ganze seines Stoffs übersehen, alle Verbindungen desselben aufsuchen, immerfort unparteiisch vor ihm dastehn und für alle mannigfaltigen menschlichen Empfindungen und Lagen Sinn haben, um jede, die er vor sich erblickt, in ihrer Eigenthümlichkeit zu verstehen.“ (HW II, 255) Humboldts Auffassung von Geschichtsschreibung und -forschung präfiguriert somit schon methodische Maximen der Alltags-, Kultur- und Strukturgeschichte, die erst seit den 30er Jahren des 20. Jahrhunderts durch die Annales-Schule zu allgemeiner Verbreitung gelangen sollten.